

Ein Mann.

Von Camille Demoussier.

Der Alte war ein dünner, gebeugter kleiner Mann. Ein Arthieb hatte ihm seine linke Hand weggerissen, und der Arm endete in einem Stummel, den er fast wie eine Hand zu gebrauchen verstand. Sein Gesicht hatte sich dem ständigen Aufenhalte im Forste so wohl angepaßt, daß es allmählich die spitze Form einer Wolfschnauze, die ein Paar zinkernde graue Neuglein unter einem Gefrüppe von rötlichen Brauen erhellten, angenommen hatte. Seine spitzen, wie die eines Fauns abstehenden Ohren waren mit Borstenbüscheln bedeckt. Er hatte die Eigenheit, sich taub zu stellen, und dies ermöglichte ihm, auf unbequeme Fragen keine Antwort zu geben oder die Wutausbrüche seiner Kantippe zu ignorieren. Der Mann in dieser Ehe war die Frau. Sie fällte die Bäume mit einem kräftigen Siebe ihrer Art, ohne jemals zu ermüden. Mit nackten Armen schwang sie das schwere Beil im taftmäßigen Rhythmus, der ihren kugelförmigen Wipps in regelmäßiger Folge auf- und niederrollen ließ. Von frühem Morgen bis in die finstere Nacht war sie bei dieser harten Arbeit tätig, die ihnen das tägliche Brot verschaffte.

Der Mann führte die Scheite auf Schiebkarren fort, flocht die Reisigweige in Bündel und band die dünnen Äuten zu Besen. Also war das Ehepaar Duc.

Ihre Hütte bewohnten sie seit nahezu vierzig Jahren, jeden Winter die schadhafte Stellen mit etwas Lehmde ausbessernd, die Löcher, die Wind und Wetter ins Dach gerissen, mit Stroh verstopfend, und immer wieder neue Planken auf ihr altes, haufälliges Nest wie auf einen morschen Strumpf legend.

Etwas gab's, das die Alten nimmer bewinden konnten: das war ihre Kinderlosigkeit. Sie gab dem Manne die Schuld; er hingegen murrte gegen den unfruchtbaren Schoß seiner Frau. Aber allmählich war sein Schelten in ihren ewigen Hänkereien erstickt, und schließlich glaubte er selbst daran, alle Schuld sei auf seiner Seite. Sie aber ließ von den Forderungen ihres unbefriedigten Weibstums nicht ab, und durch diese ständige Quälerei war das kleine, kümmerliche Männchen derart von Kräften gekommen, daß es im Haushalte nur mehr die Verrichtungen einer Frau besorgen konnte.

Mit einem Male hatte die törichte Raserei der Frau ein Ende gefunden. Eines Morgens, als sie in den Wald gegangen war, hatte sie unter einem Baume ein kleines, von Kälte blaugefrorenes, halbtotes Kind in einem blutigen Sack aufgefunden. Eine Mutter mußte hier von der Geburt überrascht worden sein. Die Blutspuren liefen bis zu einem Fußpfade und hörten dann plötzlich auf. Nachdem die Rabenmutter ihr Kind zur Welt gebracht, war sie schnöde geflohen.

Den halbverwilderten Leuten kam dieses Findelkind wie ein Geschenk des Himmels. Sie nahmen es auf, trugen es in ihre Hütte und zogen es mit Riegenmilch auf.

Es ward wirklich wie ihr eigenes Kind. Sie hätten es nicht inniger lieben können, wenn es aus ihrem Blute hervorgegangen wäre, und wie ein Teil ihrer selbst war es mit ihrem Leben verwachsen. Es hatte von ihnen all ihre Instinkte, ihre Herbigkeit, ihren Haß gegen alles, was nicht dem Walde angehörte, übernommen.

Eine Sorge hatte ihnen anfangs den Schlaf geraubt: wie, wenn sich die Mutter des Kindes doch melden und ihr Kind zurückverlangen würde? Das hätte zu bösen Verwicklungen geführt. Niemand hätte sich die Duc dazu verstanden, das Kind wieder zurückzuerstatten; lieber hätte sie es mit ihrem schweren Holzschub erschlagen. Denn daß sie es nicht mit ihrer eigenen Milch gesäugt, lag bloß an der Unmöglichkeit, es zu tun, und sie war zur wahrhaften Mutter des Kindes geworden, das seine leibliche Mutter im Stiche gelassen hatte. Glücklicherweise erwies sich ihre Furcht als grundlos. Keine Sterbensseele verlangte nach dieser in einem Winkel des Waldes abgestoßenen Frucht der Liebe. Sie durfte unbehindert ihr Leben weiterführen, ein paar Schritte von dem Baume entfernt, darunter sie zum ersten Male auf-

funden wurde. Der Wald nahm von diesem im Walde begonnenen Leben Besitz; der Wald mit seinem Sonnenscheine, mit seinem Regen und Schnee spülte die Schmach des Verbrechens hinweg und wiegte das Kind der Schande in Schlummer gleich einem Königskinde. Das Mädchen wuchs in Unkenntnis seiner Herkunft auf, von Dunkelheit umhüllt, wie die unzähligen Nattern, Eidechsen und Käfer, zwischen denen es sich bewegte. Die Duc hatte ihr niemals etwas gesagt, ja, sie hatte fast selbst vergessen, daß sie nicht ihr eigenes Kind war. Das Kind nannte die Alten mit seiner schrillen Stimme „Ma“ und „Pa“, und ihre Elternschaft war etwas Unzerstörbares geworden, wie in Stein gehauen. Ihnen war übrigens nie in den Sinn gekommen, dem Kinde einen Namen zu geben. Was sollte ihm auch ein Namen in der Wildnis? Führten etwa die vieltausend im Walde haufenden Lebewesen einen eigenen Namen? Genug, daß sie existierten: ganz schlichtweg nennt man das „Leben“! So gehorchten die Ducs, ohne sich dessen bewußt zu sein, dem Instinkte der primitivsten Wesen, für die der Begriff des Lebens alles andere in der Welt umfaßt. Von dem ersten Momente an, da sie ihre Geschlecht erkannt, hatten sie sie die „Kleine“ genannt, und diesen Namen, der keiner war, hatte sie für immer behalten.

Bloß Cachaprès, der die Gewohnheit hatte, allen Leuten Tiernamen zu geben, nannte sie „Gadelette“).

„Hink, Gadelette,“ rief er, wenn er kam, „komm, reit' auf meinen Knien!“ Und gewandt, wie ein Ficklein, sprang sie auf seine Knie. Sie hegte für ihn eine halb wilde, halb zärtliche Sympathie. Sie riß ihn an den Haaren, schlug ihn mit den Fäusten, biß ihn in den Hals wie ein junger, übermütiger Hund. Oder sie klammerte sich an seine Beine und trachtete ihn umzuwerfen, oder kniff ihn mit ihren Fingern wie mit einer scharfen Zange in die Waden. Er wehrte sie lachend ab und hob sie mit einem Griffe an seinen Mund, trotz all ihres Sträubens.

8.

Wenn Cachaprès Geld brauchte, so gab's ein sehr einfaches Mittel für ihn: einen Streifzug durch den Wald.

Der Nachmittag endete mit einem Waffenstillstand in der Natur. Der Himmel, durch den Wolkenbruch geläutert, übergoß die Bäume mit einem zarten Blau, das sich am Rande des Horizontes goldig färbte. Weiße Dämpfe wallten von dem durchnähten Boden empor.

Er wandte sich einem Gestrüpp zu. Ein schmaler, fast unsichtbarer Durchgang führte zu einer Wildnis von Dornenhecken. Er bückte sich und schlüpfte unter den verschlungenen Zweigen durch; hier und da ritzte ihn ein Dorn. Geräuschlos, wie ein flüchtiges Häschen, gelangte er an das Versteck, wo seine Büchse in einem festen Futterale aus geteertem Leder ruhte. Behutsam zog er sie hervor und verließ den Schlupfwinkel auf einem schmalen Pfad, den man nicht anders als auf allen Bieren kriechend verfolgen konnte. Im Freien angelangt, lauschte er angestrengt, den Kopf dem Winde entgegenstreckend. Nichts regte sich. Da öffnete er seinen Gürtel, schob die Flinte in seine Hose und verlor sich in den Wald.

Er nahm die Gestalt eines lendenlahmen Greises an. Auf einen Stab gestützt, den er sich abgeschnitten, schleppte er das eine Bein, an dem die Büchse ruhte, schwerfällig nach. Verschunden waren seine breiten Schultern, seine hohe Gestalt zusammengeschrumpft. Wenn er so mit vornübergebeugtem Kopfe und verbogenem Rückgrat dahinwanderte, konnten die Gendarmen unmöglich Argwohn fassen; fast unbemerkt schlüpfte die unansehnliche Gestalt durch den Forst. Oder selbst wenn man ihr Beachtung schenkte, meinte man einen armen Häusler, der heimwärts wanderte, vor sich zu haben. Das war eine von Cachaprès tausenderlei Visten, mit denen er sich durch die Dämmerung stahl; scheinbar nur mühselig vorwärts humpelnd, schritt er in Wirklichkeit mächtig aus. Seine Flinte nahm er auf alle Fälle mit: wie leicht konnte ihm ein Wild zwischen die Beine laufen. Und überdies war immer die Möglichkeit einer Begegnung mit jemand, der die Wilderer nicht sehr liebte, vorhanden. Das wäre dann eine Großwildjagd; es hieß, gegen alles gewappnet sein! Seit einiger Zeit war er übrigens vorsichtiger

*) Gadelette = kleine Ziege.

und vermied den Gebrauch der Feuerwaffe. Ein Schuß konnte von den Forsthütern vernommen werden, und er fühlte das Bedürfnis, ein wenig in Vergessenheit zu geraten. Eine Schlinge hingegen machte keinen Lärm, er riskierte dabei nicht so leicht, erwischt zu werden.

Cachaprés Augen musterten die Waldestiefen. Die Intensität der Lauer verlieh ihnen einen phosphoreszierenden Glanz, und wild rollten sie in ihren Höhlen; die weitgeöffneten Pupillen verichlangen den ganzen sich ins Unendliche dehnenden Forst. Die geringste Regung in den Zweigen, eine Schwankung im Gebüsch, ein aufflammendes Licht in dem dunkelnden Hintergrunde fesselten ihre Aufmerksamkeit. Dann schienen sie noch größer zu werden, als wollten sie den ganzen gigantischen Wald in sich einsaugen. In solchen Augenblicken hatte der Bursche mit seinem gestrafften Gasse, den kalten, durch Finsternis und Schweigen dringenden Blicken den Ausdruck eines lauernenden, zum Sprunge geduckten Raubtieres. War das verdächtige Geräusch vorbei, so löste sich die Spannung seiner Augen, und die Pupillen verringerten ihren Umfang.

Vor seinen Blicken versank der Buchenwald in der zunehmenden Dämmerung. Ein matter Lichtschein siderte von Sonnenuntergang her durchs nächtliche Dickicht des Blätterwerks. Da und dort schnitt ein schräger Sonnenstreifen durch die Luft, die Stämme spaltend und über den rötlichen Boden weiter kriechend; ein Vögeln nach dem anderen verstummte, und bald lag tiefes Schweigen über der Erde.

Nun lohete der Himmel wie ein Feuermeer, rotglühende Tropfen hingen an dem Gewimmel der Blätter. Die Schäfte der Bäume ragten wie starres Erz in das bleiche Gold des Abends. Einen Moment lang schwamm das ganze Unterholz in einem Wirbel von Purpurdämpfen. Brandröte entzündete die Fernen, glutete in den Bäumen, und ein kalter Glanz wie Blut kam über die Wassertümpel. Dann aber begann der rote Feuerschein wie verglimmende Kohlenglut zu erbleichen und schmelzenden, rosa Tinten zu weichen, bis auch diese mählich in der grauen Nacht erstarben. Und im Blätterwerk ward es mit einem Male schwarz. Nun richtete er sich auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nonnen.

Von Karl Gwald.

Groß und mächtig ragte der Tannenwald auf, höher als alle anderen Wälder. Er erstreckte sich talauf talab und meinte selber, die Hälfte des Landes zu füllen.

„Wir sind die Herren des Waldes!“ rauschten die Tannen, leise, aber gewaltig, wie ein Mächtiger der Welt, der da weiß, wie viel er zu sagen hat.

„Bei euch ist's gar nicht hübsch,“ plauderte die Hede, die um den Wald herumführte und in Blumen fast erstickte. „Seht, wie ich leuchte! Atmet meinen Duft ein! Ihr habt keine einzige Blume... bloß dürre braune Nadeln.“

„Blumen vergehn!“ erwiderte der Tannenwald. „Jetzt prahlst du. In einem Monat aber liegst du kahl und häßlich da! Ich habe meine märchenhaften Pilze. Die schießen im Herbst hervor, und sie sind rot und weiß und gelb, giftig und seltsam, so daß man im Dunkeln Angst vor ihnen bekommt. Und ich habe mein feines, stilles grünes Moos!“

„Bei dir geht es zu steif her,“ sagte der Buchenwald. „Alles ganz gerade... und ein Baum wie der andere... eins, zwei, eins, zwei! Wie Soldaten in Reih und Glied! Schatten gibt's bei dir nicht, und wo sind deine rieselnden Wächlein? Wo sind deine Vögel?“

„Wo steckst du denn im Winter?“ erwiderte der Tannenwald. „Ich bin auch dann grün wie jetzt... bin immer ein und derselbe. Kein Lärm, kein Geschrei ertönt bei mir... immer sieh' ich hoch, ruhig und feierlich da!“

„Langweilig bist du,“ zankte die Wiese. „Keine Biene summt in dir herum, keinen Schmetterling sieht man zwischen deinen Stämmen leuchten.“

„Wirßt du deiner Tiere denn froh?“ fragte der Tannenwald. „Sie fressen deine Wurzeln, deine Blätter und deine Beeren! Ich halte mich an meine braven, fleißigen Ameisen.“

„Gott segne meinen Tannenwald!“ sagte der Förster. „Der versorgt sich selber und macht einem kein Schererei, und er läßt sich in Gold umsetzen. Ich wünschte, ich hätte nur Tannen in meinen Wäldern.“

„Wir sind die Herren des Waldes!“ rauschten die Tannen.

Da kam eines Tages ein Schmetterling zum Tannenwalde geflogen.

Er war weiß mit schwarzen Flecken und sah so ehrbar und unschuldig aus, daß der alte Tanne, auf deren Stamm er sich niedersah, ganz warm ums Herz wurde.

„Was für ein niedliches Dämchen du bist!“ sagte die Tanne. „Wie heißest du denn, wenn ich fragen darf?“

„Ich werde nie anders als die Nonne genannt,“ antwortete der Schmetterling mit lieblichem Stimmchen. „Ich möchte so gern ein paar Eier auf deinen Stamm legen.“

„Warum denn nicht?“ sagte die alte Tanne. „Mit dem größten Vergnügen erlaube ich dir das? Soviel Du willst. Sieh doch, es ist Platz genug vorhanden.“

„Es werden wohl noch ein paar hinzukommen,“ bemerkte die Nonne leise und bescheiden. „Wir sind eine kleine Familie.“

„Gott behüte!“ meinte die Tanne. „Für die wird wohl auch noch Raum sein.“

Und es kamen allerdings noch ein paar hinzu.

Au die fünfzig Nonnen suchten die alte Tanne auf, und ungefähr ebenso viele kamen zu den anderen Tannen, die in der Nähe standen. Am nachmittag erschien ein neuer Schwarm und am nächsten Tage wieder ein neuer, und so ging es weiter.

Die Tannen unterhielten sich über die Sache, und sie waren nicht wenig stolz auf ihre Einquartierung. Diejenigen Bäume, auf denen sich keine der Schmetterlinge niedergelassen hatten, wurden von den anderen mit Mitleid und Verachtung betrachtet. Und alle die Nonnen waren über die Mäßen bescheiden und dankbar.

„Ihr seid zu liebenswürdig zu uns!“ sagten sie zu den Tannen.

„An so vornehmen Besuch sind wir nicht gewöhnt,“ rauschten die Tannen mit ihren langen Zweigen.

Im übrigen sagten die Nonnen nicht viel, sie waren zu sehr mit dem Eierlegen beschäftigt.

„Es kommen wohl Larven aus den Eiern, wenn die Zeit da ist?“ forschten die Tannen.

„Wahrscheinlich!“ erwiderten die Nonnen.

„Wollt ihr so freundlich sein, mal zu uns herüberzugucken?“ riefen die Tannen der Wiese, der Hede und dem Buchenwald zu.

„Seht ihr unsere schönen Schmetterlinge? Es sind nicht solche Prahlhänse wie die euren, sondern stille, bescheidene Frauenzimmer. Sie legen Eier auf unsere Stämme. Und später schlüpfen Larven aus.“

„Viel Glück!“ sagte der Buchenwald.

Und die Wiese und die Hede wünschten gleichfalls Glück.

Nach einiger Zeit starben die Nonnen. Mit einem leichten, ehrbaren Seufzer fielen sie auf die Erde; die Tannen ließen ihre würzigen Nadeln auf sie hinabrieseln und sangen einen Totenchoral. Dann schlüpfen die Larven aus, und die Bäume hatten genug damit zu tun, sie zu betrachten.

Schön waren sie nicht, ungefähr einen Zoll lang und grüngrau wie der Stamm der Tannen. Auf beiden Seiten hatten sie steife Borsten, und der große Kopf hatte ein Paar entsetzlich scharfe Kinnbuden und zwei gierige Augen.

„Was befehlen die jungen Herrschaften?“ fragten die Tannen.

„Futter! — Futter! — Futter!“ schrien die Raupen.

Darauf begannen sie, an den Stämmen und Zweigen entlangzukriechen, und machten sich daran, Nadeln zu fressen.

„Sie haben einen gesegneten Appetit“, sagten die Tannen und nickten einander zu. „Aber was machen wir uns aus den paar Nadeln!“

Ein paar Nadeln gingen allerdings drauf.

Als der Sommer zu Ende ging, stand es schlimm um die alte Tanne, auf der sich damals die erste Nonne niedergelassen hatte. Sie konnte die Nadeln, die ihr noch geblieben waren, zählen, und sah recht mitgenommen aus. Den anderen Tannen ringsum erging es nicht viel besser.

„Das war doch eine anstrengende Geschichte!“ seufzte die Wiese. „Ich glaube, noch einmal überseh' ich's in meinem Alter nicht!“

„Ich auch nicht... ich auch nicht... ich auch nicht!“ rauschte es durch den Wald.

Alle Larven hatten sich jetzt verpuppt; niedliche braune Puppen waren es, die wie Bronze und Gold glänzten, wenn die Sonne darauf schien.

„Wie hübsch sie aussehen!“ sagte die alte Tanne, aber ihre Stimme war ganz matt und hatte keinen Klang mehr.

„Wie geht es mit den schönen Schmetterlingen?“ rief die Wiese herüber.

„Ich finde, du bist in diesem Herbst nicht so grün wie sonst,“ sagte der Buchenwald zum Tannenwald.

„Ich glaube, du bist ebenso kahl und garstig wie ich!“ rief die Hede.

Der Tannenwald erwiderte nichts, denn er wollte nicht klagen, aber recht hatten sie ja alle.

Dann kam der Winter, und es schneite und stürmte. Es fielen mehr Zweige von den Tannen als sonst, und in einer Nacht stürzte die alte Tanne um.

„Das hätte ich von dem Baum da nicht gedacht,“ sagte der Förster, als er es bemerkte. „Er sah so aus, als könnte er noch lange leben.“

Die Nonne...“

Mehr brachte die alte Tanne nicht hervor, denn nun war sie tot. Der Frühling kam, die Tannen bekamen neue Triebe und waren überzeugt, daß das Veräumte sich noch einholen lassen werde. Alle

Zweige hatten kleine hellgrüne Eplhäfen und man hatte wieder Mut gefaßt.

„Wir sind doch die Herren des Waldes,“ sagten die Tannen.

Aber am ersten warmen Sommertag sprangen alle die Puppen wie auf Kommando auf und heraus flogen Tausende von niedlichen Nonnen. Sie sahen so ehrbar und unschuldig aus wie ihre Eltern; aber sie waren so zahlreich, daß die Tannen bis zu den Wurzeln hinab erbeben. „O nein! O nein!“ hielten sie. „Wir können nicht mehr. Ihr müßt anderwärts gehn!“

„Wir wollen doch bloß ein paar Eier auf eure Stämme legen,“ sagten die Nonnen mit leiser, beschäidener Stimme.

Und während die Tannen Einspruch erhoben und ihre halbkahlen Zweige zum Himmel emporstreckten, setzten sich die Nonnen auf die Stämme und legten ihre Eier. Darauf fielen sie herab und starben, wie ihre Mütter auch, aber es rieselten keine Nadeln auf sie nieder, und kein Totenschoral ertönte, denn man trauerte ihnen nicht nach, und es waren kaum Nadeln vorhanden zum Hinabrieseln und zum Rauschen.

Als die Zeit kam, schlüpften die Larven aus, und ihrer waren so viele, daß man sie nicht zählen konnte.

„Futter! — Futter! — Futter!“ schrien sie.

„Wir können Euch kein Futter liefern!“ sagten die Tannen verzweifelt.

Aber die Larven machten sich über die neuen Triebe her und fraßen sich dick und fett. Wenn sie mit einem Zweig fertig waren, spannen sie einen langen Faden und ließen sich an ihm auf einen anderen Zweig hinab. Fielen sie auf die Erde, so krochen sie an den Stämmen wieder empor. Der ganze Wald war in heller Verzweiflung.

„Es ist aus mit uns!“ seufzten die Tannen.

„Futter! — Futter! — Futter!“ schrien die Larven.

„Mein wunderschöner Wald ist von Ungeziefer angefallen worden,“ sagte der Förster. „Was soll ich nur dagegen tun?“

Als der Herbst kam, wurden die Larven zu Puppen; und im Winter stürzten so viele Bäume nieder wie noch nie zuvor. Aber als es wieder Sommer wurde, da war des Sammers kein Ende.

Die Hälfte des Waldes war abgestorben, und man sah so viele Nonnen, daß die Tannen wie verschnitten ausahen. Der Wind trug die Tiere übers Land hin, und auf dem Waldsee lag eine goldliche Schicht von Nonnen.

Dann gab es so viel Larven, daß die Zweige sich unter ihrem Gewicht zur Erde bogen. Sie wimmelten herbor, iraten aufeinander, und die Bäume waren wie ein Getwir lebendigen Gewürms.

Die Tannen sagten nichts. Sie hatten längst alle Hoffnung aufgegeben und warteten ruhig und schweigend auf den Tod. Stündlich stürzte ein Baum zu Boden, und alle Wege waren durch Stämme und Zweige versperrt.

Der alte Förster konnte beinahe nicht vorwärts kommen. Da rang er die Hände, während die Tränen ihm über die Waden liefen.

„Mein Wald . . . mein Wald . . . mein wunderschöner Wald!“ sagte er. „Es steht nicht in der Menschen Hand, dich zu retten!“

Und noch während er das sagte, — aber sehen konnte er das nicht, denn er war alt, und selbst jungen Augen wäre es leicht entgangen — war schon jemand am Werke, dem Tannenwalde zu helfen.

Die schwarze Pflückerin sah es aus, die in Unmengen über den Bäumen in der Luft schwebte. Kleine Schlupfweipen waren es, die ihren Legebohrer in die fetten Nonnenlarven steckten und ihre Eier hineinlegten. Aus den Eiern schlüpften Junge aus, und während die Nonnenlinder die Tannen fraßen, fraßen die Schlupfweipen die jungen Nonnen.

Als der Sommer vorbei war, gab es fast gar keine Nonnenpuppen. Die Haut der Larven lag dürr und geborsten auf den Zweigen, und damit fanden die Puppen der Schlupfweipen ein warmes Obdach für den Winter.

Im nächsten Frühjahr waren nur wenige Nonnen, aber desto mehr Schlupfweipen vorhanden.

Der Förster ging durch den Wald. Neben ihm schritt ein Mann mit einer Brille und einer Botanisiertrommel. Der verstand von Tieren und Pflanzen mehr als von Menschen, und er war gekommen, um sich dieses garstige Werk der Zerstörung anzusehen. Der Förster erzählte ihm, wie groß und schön der Wald früher gewesen sei, und zeigte, wie die Bäume jetzt umgestürzt waren, und wie zwischen den gefallen Stämmen Himbeeren und Karne wuchsen. In dem Tannenwald herrschte Grabesstille und die Sonne brönte auf die verdorrten Zweige herab.

„Nun ist's vorbei!“ sagte der Förster. „Aber der größte Teil des Waldes ist vernichtet. Im vorigen Jahr war es um diese Zeit hier schneeweiß von Nonnen. Dieses Jahr sind fast gar keine da. Ich begreife nicht, wie das zugegangen ist.“

„Das haben die Schlupfweipen getan,“ sagte der Mann mit der Brille, und dann erklärte er dem Förster, wie das zugegangen sei.

„Dann segne der liebe Gott die Schlupfweipen,“ sagte der Förster. „Das sind die reizendsten Tiere, die er erschaffen hat.“

„Sie sind ganz und gar nicht reizender als die Nonnen,“ erwiderte der Mann mit der Brille.

„Wollen Sie sich über mich lustig machen?“ meinte der Förster.

„Und die Tannen sind nicht besser als die Nonnen,“ sagte der Mann. „Sie haben alle das Recht zu leben.“

„Ich habe noch nie so verdrehtes Zeug gehört!“ rief der Förster ärgerlich.

Aber der Mann mit der Brille und der Botanisiertrommel setzte sich ruhig auf einen umgestürzten Tannenstamm und schaute über den toten Wald hin.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ erklärte er. „Es waren zu viele Tannen hier. Dann kamen die Nonnen und vernichteten sie. Dann waren zu viele Nonnen vorhanden, und da kamen die Schlupfweipen und machten den Nonnen den Garau. Das nennt man die Polizeigewalt der Natur. Schauen Sie in die Luft hinauf. Dann sehen Sie eine ungeheure Menge Schlupfweipen. Die müssen sterben, ohne ihre Eier loszuwerden, denn sie wissen nicht, wohin sie sie legen sollen. Glauben Sie mir, die Schlupfweipen wünschen, der Wald wäre voll Nonnenlarven.“

„Und ich wünschte, er wäre voll Tannen!“ sagte der Förster.

„Die kommen wieder,“ meinte der Mann. „Und dann finden sich die Nonnen ein, und dann die Schlupfweipen. Und so geht es weiter. So lange die Welt besteht. Sonst gäbe es ja schließlich nur noch Tannen.“

(Deutsch von H. Kih.)

Hochsommer in der Chalifenstadt.

Von Paul Pasig.

Wenn wir in unseren gemäßigten Breiten unter drückender Sonnenglut schmachten und nach Kühlung lechzen, trösten wir uns zuweilen mit dem Gedanken, doch besser daran zu sein, als die Bewohner des Orients. So hat besonders Mittel- und Unterägypten eine erheblich größere Temperatur, wenn auch das letztere wegen seiner maritimen Lage günstiger dasticht und daher mit Vorliebe während der heißen Jahreszeit als „Sommerfrische“ aufgesucht wird. Dann verlegt z. B. auch der Khedive seine Residenz nach Alexandrien, und bemittelte Europäer, deren Geschäfte es gestatten, suchen das nordöstlich von Alexandrien, hart am Meere gelegene Villenquartier Hamle (d. i. „Sand“) auf, wo Natur und Kunst ein allerliebtestes Erholungsplätzchen geschaffen haben.

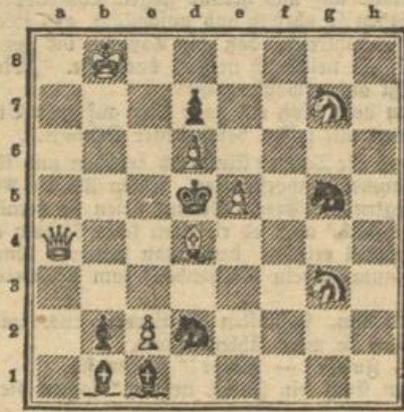
In Kairo selbst freilich ist der Aufenthalt während der hochsommerlichen Tage für den Ausländer, den Amt und Beruf zum Weiben nötigen, nichts weniger als angenehm. Nicht, weil die Gluthitze in diesen Tagen ihren absoluten Höhepunkt erreicht, sondern weil sie nun geradezu unerträglich zu werden beginnt wegen des zunehmenden Feuchtigkeitsgehaltes, den die atmosphärische Luft in Folge der Ende Juni beginnenden Nilüberschwemmung aufweist. Schon im Mai steigt sie im Delta an Chamisintagen bis auf +45 Grad Celsius im Schatten und sinkt des Nachts kurz vor Sonnenuntergang nur selten unter +25 Grad Celsius. Aber solche gewiß ganz ansehnliche Grade wirken doch keineswegs so empfindlich, wie etwa hier zu Lande, weil die Trockenheit der Luft eine allzu heftige Transpiration gar nicht zustande kommen läßt, da die Schweißbildung sofort im Entstehen verhindert wird. Anders nun, wenn infolge der Nilchwelle, die traditionell in der Nacht vom 17. zum 18. Juni beginnt, aber erst in den ersten Julitagen bemerkbar wird, dem wunderbaren Lande größere Wassermengen zugeführt werden, die schließlich um Mitte August nach Durchstichung des großen Damms bei Kairo zur Ueberflutung aller tiefer gelegenen Landstriche führen. Nun erreicht der Feuchtigkeitsgehalt der Luft einen bisher ungeahnt hohen Grad, bis zu 80 und mehr Prozent, und in diesem unermeßlichen Dampfbade beginnen Eingeborene und Fremde sich äußerst unbehaglich zu fühlen. Die Strahlen sind tagsüber wie ausgefressen, und selbst die Häuser machen einen düsteren, melancholischen Eindruck. Denn aufs ängstlichste achtet man darauf, daß kein Fenster, keine Tür offen bleibt und nur die auf flachen Dächern angebrachten Luftzüge, die Souffleurkästen ähnlich, nach Norden und Nordosten gerichtet sind, sorgen für Zuführung von einigermaßen kühleren Lüften. Doch über dem schmörenden Häusergewimmel glänzt ein seit etwa fünf Monaten ungetrübt stahlblauer Himmel, in der Tat ein „ehernes“ Gewölbe, das allen brünstigen Bitten der lechenden Sterblichen um Erquickung unzugänglich erscheint. Die klare Luft zittert in der Mittagsglut und läßt entferntere Gegenstände wahrnehmbar vibrieren.

Gebendet von solcher Ueberfülle ungewohnter Lichtes wendet sich unser Auge dem Erdboden zu. Welche Enttäuschung! Jetzt werden wir gewahr, wie treffend seinerzeit Amru, Omars siegreicher Feldherr, diesem seinem Gebieter das eroberte Land mit den Worten geschildert haben soll: „Erst Blumenbeet, dann Staubgefild, dann süßes Meer!“ Von Blumen, außer der wild wuchernden Rose, fast keine Spur mehr! Das Laub der Bäume teils versengt, teils von graugelber Farbe und von einer feinen Sandschicht überzogen! Da es in Aegypten befanntlich keine Grasflächen gibt — das beschäidene Gras will trotz sorgfältigster Akklimatisationsversuche nicht gedeihen —, so erscheint der Erdboden gleichfalls mit grauem Staub bedeckt und zeigt vielfach infolge der Gluthitze Risse und Sprünge. Einen geradezu trostlosen Anblick gewähren um diese Zeit die so viel bejungenen stolzen Palmenhaine. Majestätisch wohl wiegen sich die staltlichen Kronen in den klaren Lüften. Aber an Stelle des hoffnungsfrohen Grüns gewahren die Augen ein undefinierbares Farbungemisch, und wie der dürre Sandboden zu Füßen nichts als dornenähnliches Palmengestrüpp aufkommen läßt, so suchen wir vergeblich im Palmenhaine nach einem süßschattigen Plätzchen, um die erschöpfenden Glieder zu erfrischen und auszuruhen.

Die einzige Unterhaltung, die dem zum Sommeraufenthalte im

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin
M. Feigel.



2 ♠ (♞-g♞ 1)

In der Generalversammlung des Berliner Arbeiter-Schachklubs wurden R. Veier, Müllerstr. 158, zum Vorsitzenden gewählt. Von anderen Beschlüssen sind hervorzuheben: Stiftung eines Wanderpreises für Wettkämpfe zwischen den verschiedenen Stadtteilen des Klubs; ein Ausflug nach Leipzig, wo der Klub gegen die vereinigten Arbeiter-Schachklubs von Leipzig, Dresden und Chemnitz kämpfen soll; ein Massenwettkampf, zu dem auch Nichtmitglieder zugelassen sind. Vorsitzender des Allgemeinen Arbeiter-Schachbundes bleibt R. Dehlschlager, Berlin N 65, Hochstädter Str. 10.

Französisch.

Wiener lokales Meisterturnier 1913.
Dr. Perlis. R. Spielmann.

1. e2-e4 e7-e8!
2. d2-d4 d7-d5
3. Sb1-c3 Sg8-f6
4. Lc1-g5 Lf8-e7
5. e4-e5 Sf6-d7
6. Lg5×e7 Dd8×e7
7. Dd1-d2

Dieser uralte Zug kommt jetzt in Mode, weil 7. Sb5 (Alapin), wie Dr. Em. Lasker bemerkt, „von Alapin demollert wurde“. Nämlich: 7. ... Sd6; 8. c3, a5; 9. Sa3, Sc6! (Nuch f6; 14. f3; Dh5f, g6; D×e5, Tf8; Sc2, Sc6; Dc3, Ld7 zc. ist gut); 10. f4, Ld7; 11. Sf3, Sd8; 12. Ld3, f5 nebst event. Sf7 und g7-g5.

Auch hier ist daselbe Schema anwendbar, bestehend in 7. ... Sc6 nebst Sb6, Ld7, Sd8, f5, Sf7 zc. In Betracht käme auch 7. ... e6; 8. f4, b6; 9. Sf3, a5; 10. Ld3, La6 zc. um den Lc8 zu verwenden.

8. f2-f4
Von Dr. Larrasch beantwortet. Auf 8. Sd1 (so spielte man früher) kann folgen: 8. ... c5; 9. c3, f6; 10. f4, Sc6; 11. Sf3, c×d4; 12. c×d4, f×e5; 13. f×e5, T×f3! (Larrasch) 14. g×f3, Dh4f; 15. Sf2 (Df2, S×d4! zc.) 15. ... S×d4; 16. Lg2, S×e5 zc. zugunsten von Schwarz.

8. ... c7-c5
9. Lf1-d3
Dr. Larrasch empfiehlt statt dessen: 9. Sf3, Sc6; 10. g3 (Rubinstein), 10. ... f6; 11. e×f6. Hierauf könnte folgen: 11. ... g×f6; 12. f5 (sonst f6-f5 nebst Sd7-f6-e4), 12. ... c×d4; 13. S×d4, Sd65; (droht S×8 nebst Sf3f) 14. 0-0-0, S×d4; 15. D×d4, Sc6; 16. Dg4f, Kh3; 17. Ld3, d4 nebst event. e6-e5. Wir ziehen Schwarz vor.

9. ... c5×d4
10. Sc3-e2 Sb8-c6
11. Sg1-f3 Sd7-c5
12. 0-0 f7-f5
13. e5×f6
- Um Sc4 zu verhindern.
13. ... De7×f6
14. Kg1-h1 Kg8-h8
- Es drohte 15. S×d4, S×S; 16. S×d4, D×S7; 17. L×h7 nebst D×D.
15. b2-b4 Sc5×d3

16. c2×d3 a7-a6
17. Dd2-b2 Lc8-d7
18. Ta1-b1
- Etwas besser war sofort Sf×d4.
18. ... Ta3-c3
19. Sf3×d4 e6-e5
20. Sd4×c6 Ld7×c6
21. Kh1-g1
- Ober 21. f×e5, D×T4; 22. T×D, T×T4; 23. Sg1, d4; 24. D×d4, Tef8 (auch Te1) 25. e6, h6; 26. e7, Tsf2; 27. Dg4, Te1 zc. mit Getolmstellung.

21. ... d5-d4
22. f4×e5 Df6×e5
23. Db2-d2
23. S×d4, Dc3f nebst D×d3 war besser.
23. ... Tf8×f1
24. Tb1×f1 Lc8×g2!
25. Kg1×g2 Dc5×e2f
26. Dd2×e2 Dc6×e2f
27. Kg2-g1
27. Tf2, T×T4; 28. K×T gewann zwar den Bauer zurück (28. ... g5; 29. Kf3, Kg7; 30. Ke4, Kf6; 31. K×d4, h5), verlor aber das Bauernendspiel auf der Damenseite. Ebenso 27. Kg3, Te3f; 28. Tf3, T×T zc.

27. ... h7-h6
28. Tf1-f4 Te2×a2
29. Tf4×d4 Ta2-b2
30. Td4-e4 Kh8-h7
31. Te4-d4 Kh7-g6
32. Td5-d6f Kg6-f5
33. Td6-b6 a6-a5!
34. Tb6×b7 a5×b4
35. Tb7×g7 b4-b3
36. Tg7-b7 Kf5-f4
37. d8-d4 Kf4-e4
38. Kgl-f1 Ke4×d4
39. Kf1-e1 Kd4-c3
40. Tb7-e7f! Ke3-d3
41. Te7-d7f Kd3-c2
42. Td7-e7f Ko2-b1
43. Te7-b7 Kb1-o1
44. h2-h4 Tb2-b1
45. Ke1-e2 Ko1-o2
46. Tb7-e7f Ko2-b2
47. Ke2-f3
47. Tb6, Th1; 48. T×h6, Ko3; 49. Te7f, Kd4!; 50. Tb6, b2!;
51. T×b2, Th2f zc.
47. ... Tb1-o1
48. Te7-g7 Te1-c4

Aufgegeben.

der Chalifenstadt beurteilten Fremden zuteil wird, ist die aufmerksame Beobachtung der Nilschwelle, mit deren Verlauf mancherlei traditionelle Gebräuche verknüpft sind. Eine der interessantesten Erscheinungen ist u. a. der „Munabi en-Nil“, d. h. der „Nilrufer“, der nun des Tages mehrmals unter den üblichen Lobpreisungen Allahs die Höhe der Boll öffentlich bekannt gibt, die der Nil nach Angabe des säulenförmigen Messers auf der Insel Rhoda gestiegen ist. Dieser „Nilrufer“, eine populäre Straßengestalt, ist von einem Knaben begleitet, und es entspinnt sich zwischen beiden etwa folgenden Gespräch. Munabi: „Ich bezeuge den Ruhm dessen, welcher den Erdkreis ausbreitete!“ Knabe: „Und gab fließendes Wasser!“ Munabi: „Durch ihn werden die Gefilde grün.“ Knabe: „Nach dem Tode gibt er ihnen neues Leben.“ Munabi: „Gott gab Fülle; er ließ den Strom schwellen und wässerte das höhere Land“ (d. h. Oberägypten). Knabe: „Ja, selbst die Hügel und den Sand wie die ebenen Auen.“ Nunmehr folgt Angabe der Boll, die das Wasser gestiegen ist. Hat dasselbe die erforderliche Höhe erreicht — 15% arabische Ellen, à 0,54 Meter, über dem Nullpunkt des Nilmessers — so wird feierlich der „Weja en-Nil“, d. h. die „Erfüllung des Nils“, verkündet und der Dammdurchstich ins Werk gesetzt. Der Munabi aber erscheint nun ob des wichtigen Ereignisses in feierlicher Kleidung und verkündet im Wechselgespräche von Haus zu Haus die erfreuliche Tatsache. Hören wir einen Augenblick zu! Munabi: „Der Strom hat Ueberflus gegeben und sein Maß erreicht!“ Knabe: „Gott hat den Ueberflus gesendet!“ Munabi: „Der Kanalkanal ist gefüllt, in den Gräben strömt das Wasser!“ Knabe: „Gott hat den Ueberflus gesendet!“

Die ehemals so glanzvollen nächtlichen Feierlichkeiten auf der Nilinsel Rhoda beim Durchstich des großen Damms („Nilschnitt“) sind im Laufe der Zeit mehr zu einer amtlichen Formalität zusammenge schrumpft, bei der es freilich an Volksbelustigungen mancher Art (Feuerwerk, Gaukler, Trinfubden, Zuckertortenverkäufer usw.) nicht fehlt, die aber kaum den Fremdling anziehen dürften. Interessant dagegen ist es, während des tausendjährigen regelmäßigen Verlaufes der Nilüberschwemmung, die etwa Ende September ihren höchsten Stand erreicht und das gesamte tiefer gelegene Land — die menschlichen Wohnstätten und Hauptverkehrswege sind höher angelegt — in einen See verwandelt, die Wahrheit jenes Wortes Napoleons I. zu erproben, der in richtiger Erkenntnis einer gewissenhaften Kanalisation des Landes sprach: „Bei einer guten Verwaltung Ägyptens erreicht der Nil die Wüste, bei einer schlechten die Wüste den Nil.“ Denn da das Fruchland, wenn es sich auch nach Norden dreieckförmig erweitert, doch immer nur wenige Stunden breit ist, so wäre da an eine genügende Befruchtung des Landes durch atmosphärische Niederschläge nicht zu denken ist, bei Vernachlässigung einer genauen Regulierung der Ueberschwemmung dem allmählichen Vordringen des Wüstenlandes bis zum Nilbett nicht zu wehren; und das unschätzbare spärliche Fruchland, von dessen Gedeihen das Gedeihen des Landes abhängt, wäre der Verwüstung und Verödung preisgegeben.

Daß freilich diese im allgemeinen so segensreiche Nilüberflutung den Hochsommer in der Chalifenstadt direkt noch um ein Weilchen unangenehmer gestaltet, als er aus den erwähnten Gründen bereits ist, liegt auf der Hand. Denn die feuchte Hitze hat allerlei fieberhafte Krankheiten im Gefolge, denen namentlich Europäer, selbst wenn sie sich im allgemeinen akklimatisiert haben, sehr leicht verfallen. Vor allem sind die Malaria und verschiedene Ueberfrankheiten zu fürchten. Vor den in Ägypten heimischen Augenkrankheiten jedoch vermag sich der Europäer, sofern er streng auf Reinlichkeit hält, weit eher zu schützen. Man hat nämlich gefunden, daß der Ansteckungsstoff hauptsächlich durch die Unmassen von Insekten, namentlich Fliegen, verbreitet wird, die während der Ueberflutung des Landes und nach derselben die Menschen belästigen. Wir haben die Insektenplage immer als eine der schwersten Heimsuchungen empfunden, die den gebildeten Europäer während des ägyptischen Hochsommers treffen können. Der Eingeborene mit seinem sprichwörtlichen, größtenteils auf religiösen Gründen beruhenden Indifferentismus rührt keinen Finger, um die wie eine schwarze Schicht die Augen verhüllenden Fliegen zu verschrecken, und nur ungen und gezwungen nimmt er zum Arzte seine Zuflucht. Der Fremde dagegen weiß sich dieser frechen Zubringlinge trotz Bedells, ohne den er nirgends sein kann, kaum zu erwehren, und einmal übers andere entringt sich seiner Brust der Seufzer um Erlösung von dieser lästigen Plage.

So lernt man mit dem zweiten biblischen Buche Moses alle jene Naturereignisse auffassen, die, alljährlich vor, während und nach der Nilüberschwemmung auftretend, in jenen grauen Zeiten wie heute noch den Außenhalt im Nillande dem unerfahrenen Fremdlinge zu verleiden in stande sind. Selbst die „ägyptische Finsternis“ bleibt nicht aus, wenn ein Tag und Nacht anhaltender Chamfün, dicke Wolken staubförmigen Sandes mit sich führend, die Sonne verdrängt; blutrot erscheint des Niles Flut, die sich über die Felser ergießt und infolge der Aufnahme ungezählter Mengen verwesender Stoffe ungenießbar ist. Und die infektiösen tödlichen Krankheiten an Mensch und Vieh scheinen noch heute tatsächlich mit Vorliebe die Eingeborenen heimzusuchen, während der „Würgengel“ an den Pforten der Fremden und Eingewanderten, die mit Vorsicht und unter strengster Beobachtung aller hygienischen Vorschriften selbst diese unangenehmste Jahreszeit im Nillande zubringen, halt zu machen gezwungen ist.